

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. Sella Grazie.

18]

Auch im Haus des Georg Zilly wurde gebadet und geschmort; aber nur, weil es so Brauch war und die „Freund“ nun einmal geladen waren. Sonst, du lieber Gott! Welch ein Kirchtag, an dem der Vater „s Arrest“ hatte! Durch den Zuspruch des Bruders getötet, hatte sich Zilly so lange als möglich aufrecht gehalten. Je näher der Tag aber kam, desto unwirschlicher und trübsinniger wurde der alte Mann. Da hätte man einmal aufatmen können im Kreise der Kinder und Enkel . . . sich einmal ganz frei fühlen. Drei Tage ohne Robot! Und wenn es nur auf ihn angekommen wäre! Aber seine Alte ging herum, tat, als ob sie weiß Gott wie tapfer wär' und ließ doch eine Träne nach der anderen in den „Weitling“ fallen, in dem sie das „Vacht“ anrührte. Seine Aelteste hätte sich auch endgültig versprechen sollen an diesem Tag. Und die Enkel wären dabei gefessen und hätten mit hellen Augen in alles dreingeschaut. Er gab das Gebetbuch kaum mehr aus der Hand, wenn er todmüde heimkehrte. Aber was half es? Er hatte sie doch nie aufbringen können, die Vollkommenheit des Hannes! Da tief drinnen sah ein böser Wurm, ein Wurm aus der Zeit, da der deutsche Bauer noch ein freier Mann gewesen, wenn auch ein Heide. Und diesen Wurm hatte ihm selbst der Herr Pfarrer nicht wegkaufen können! So mußte es sein . . . Denn als guter Christ sagte er sich natürlich selbst, daß er „unbotmäßig“ gewesen, und daß ihm der Herr Graf nicht so leichtlin verzeihen könne, worüber ihm auch sein Beichtvater einen Sermon halten würde. Aber der Wurm war nun einmal drinnen und war stärker. Und, merkwürdig: Seine Keszl, die sonst ein so braves, frommes Weib war, selbst seine Keszl schlug sich diesmal auf die Seite des Wurmes.

„Geh' zum Herrn Pfarrer, wohnst d'r von mir nit rot'n Koff'n willst!“ hatte ihm sein Bruder Hannes gesagt. Damit war er gestern heimgekommen. Nun lag nur mehr ein Tag zwischen dem Kirchtag und dem Arrest, was tun? Sanft und ruhig setzte er seinem Weib alles auseinander und mit der Verschämtheit eines bestraferten Jungen meinte er zuletzt: „s wird holt do nix übr'i bleib'n, Keszl!“

Die Bäuerin riß den Kochlöffel aus dem „Vacht“ und warf ihn über die Länge des ganzen Tisches, daß Mauntsch, der Hauskater, der in einem alten „Simpel“ seinen Mittagschlaf hielt, wie besessen zum offenen Fenster hinausfuhr.

„Der Herr Pfarrer,“ schrie Keszl, „der Herr Pfarrer! Der wird natürl'ig sog'n, was der Hannes a' sagt hot. Was soll i ober für a G'sicht moch'n, wonn dem Michl seine Kinder nach'n Kehl frog'n? Er is eing'spirt, enter Kehl! Am Kirrito!“

„Dös maacht' jo nit sog'n,“ warf Zilly kleinlaut ein.

„Und zu wos is denn der Schriftensteller von Schönboch do? Vor dem hob'n do olle Dngst, a der Justizär. Geh' holt a' eahm und loß d'r a Schrift aufsetz'n, nachher wer'n m'r seh'gn.“

So kam es, daß Zilly nicht zum Herrn Pfarrer ging, wenn er auch nicht gleich zum Schreiber von Schönboch lief. Aber das Wort, das zum Widerstand reizte, war nun einmal gefallen. Sein Weib selbst hatte es gesprochen — und da sollte er, der Mann, weniger „Kurotschi“ hab'n? „Die Keszl tum' mir jo ins G'sicht spud'n“ dachte er. So bekam der „böse Wurm“ auch von außen Nahrung.

Den ganzen Tag trug Zilly das mit sich herum, suchte der Versuchung Herr zu werden, sagte sich hundertmal, daß ein armer Bauer ja doch nichts ausrichten würde gegen einen Herrn — nie etwas ausgerichtet hatte, soweit die Zillys zurückerdenken konnten, focht seinen Kampf in der schweren, bedachtamen Art, die die angeborene Vorsicht des Unterdrückten ist und — unterlag doch!

„Bis der Alex on'baut is und die Glock'n z' Obend läuten, wird mir's richtige einfoll'n,“ sagte er sich tagsüber vor. Als aber der Abend kam, schien es ihm, als hätte er trotz seines guten Kampfes, trotz aller Vorwürfe und Einwürfe, die ihm sein Verstand und seine christliche Ergebung gemacht, doch

immer an dem „Schreiber“ gedacht und den Troß seiner beleidigten Mannheit! So kam es, daß der Wurm stärker blieb, und selbst die Engelstimmen, die er immer im Abelaufen zu hören meinte, ihn weder beschwichtigen, noch zurückhalten konnten. Es mußte wohl ein besonders giftiger Wurm sein, der ihm am Herzen fraß.

Um nicht daheim aufs neue den Sommer ansehen zu müssen, wusch er sich am Ufer der Zaispiß Hände und Füße, barg sein Gerät im Feld und eilte gen Schönboch, wo der Schreiber daheim war.

An der Gemarkung des Schönbochischen Dominiums stand ein kleines Bildstöckl, vor dem immer ein Lämpchen brannte. Es barg ein Bild der „Unbefleckten Empfängnis“ und zeigte die Gottesmutter als Siegerin über die alte Schlange, der ihr magdlicher Fuß den Kopf zertrat. Die „Frau Gräfin selig“ hatte das Bildstöckl gestiftet und die Hände frommer Weibseute sorgten dafür, daß es nie ungeschmückt stand. So lange Blumen blühten, hingen Kränze und Sträuße an dem Bildstöckl, und der Vetschemel, der zu einsamer Andacht im Felde einlud, trug deutliche Spuren der Benützung. Es war auch so feltfam still und schön da! Uralte Eichen und Buchen nickten vom Waldsaum über das Bild, Buschwerk und wilder Hofer wuchsen bis zu halben Höhe des Stöckls empor. Im Sommer nickten große, verträumte Glockenblumen zwischen dem grünen Gewirr der Halme, und stolze Königskräutchen hielten einsame Wache. Im Frühling aber öffneten hier die ersten Veilchen und Primeln die Kelche und sahen mit frommen Blumenaugen zu der Gebenedeiten auf wie jetzt.

„Willst no anmol bei un'rer liab'n Frau onfrog'n,“ dachte Zilly, als er bei der Waldandacht vorüberkam. „Leicht gibt's d'r a Joacha (Zeichen)“! Sie sollte ja schon vielen geholfen haben, warum nicht ihm? Gingen in Schönboch und Lorowik doch manche herum, die behaupteten, daß schon ein Trunk aus der Quelle, die zu Füßen der Gottesmutter entsprang, „den Kopf klar mache“. Mit einem Seufzer sank er ins Knie.

Aber — es war merkwürdig, er brachte es zu keiner rechten Andacht, so sehr auch Ort und Zeit danach gestimmt waren. Erst liefen seine Augen mit ihm davon, dann bekam er es in den Ohren. Zuletzt wurde der ganze Mensch ein einziger Aufruhr. Denn was er sah und hörte, begann plötzlich wie in einer feltfamen Sprache zu ihm zu reden, wenn er auch nicht mehr sah und keinen Ton mehr hörte als Tag für Tag. Das endlose Grün der Aeder und Wiesen, hier und dort das Braun ausgewählter Schollen und über all das, wie mit feiner Flüsterstimme hinwegeilend, der Seidewind, der diese unzählbaren Halme bewegte, ineinanderwirrte, dieses ganze, schaukelnde Meer, das eine einzige Fruchtbarkeit war — das liebe Brot, für das man sich plagte!

Wieviel aber blieb einem davon? Umsonst sagte Zilly ein Ave Maria nach dem anderen her. Sein Gebet kam nur von den Lippen, seine Seele aber krampfte, je länger je mehr ein dumpfer Haß zusammen und eine Scham, die an der innersten Empfindung seiner Mannheit fraß.

Da fronten sie und roboteten, Geschlecht um Geschlecht, düngten die fremden Aeder mit ihrem Schweiß, mußten dabei stehen, wenn der Verwalter von ihren eigenen Aedern den „Behent“ holte, beugten sich die Nacken krumm und bekamen doch von dem „gnädigen Herrn“ nichts dafür zu spüren als Mißachtung und Fußtritte. Die Diener aber waren meist noch schlimmer als die Herren, und das „Recht der Untertanen“ stand nur auf dem Papier. Zwar war es eine starke Hand gewesen, die es mit festen Jüger dort niedergeschrieben — die Hand der großen Kaiserin. Aber — auch da waren die Diener schlimmer als die Herren. Mehr als das Recht, galt der „Brauch“ im Lande, und so viele Richter es auch gab — für die Herren war jeder zu haben, für den Bauer nicht einmal der Anwalt, den ihm das Landesgesetz selbst bestellte. Und dieser endlose Instanzenzug! Die Schikanen, mit denen jeder Bauer von seiner Herrschaft bedroht wurde, sowie er sich aufmachte, sein Recht zu suchen! Alles und alle ließ man los gegen ihn — selbst den Herrn Pfarrer!

In Lorowik hatten sie ja, Gott sei Dank! einen wirklichen Mann Gottes, den Cyrill Weiß. Aber würde nicht auch er ihm in diesem Falle zur Geduld geraten haben? „Seid's

der Wächtere, Jilly Vetter!" Er hörte ihn förmlich. Es lag also in dem Glauben, zu dem er sich bekannte. Was der Staat nicht hand, hielt die Kirche fest, mit Ketten, die noch enger waren. So lief auch die Armut „zwischen Pontius und Pilatus" hin und her. Aber hatte Christus das gewollt? Konnte er es wollen? Diese Herrschaft der einen — dieses Elend der anderen? Es war nicht auszudenken.

Und der Heidewind lief noch immer über die Halme und raunte dem Knienden zu, was er auf all diesen Schollen erlitten und erduldet. Er und die Seinen, von Geschlecht zu Geschlecht. Wohin kam man aber, wenn man bloß immer „Ja" nickte und den Nacken krumm beugte? Jeder Ochs der Herrschaft ging in einem leichteren Joch. Denn solch ein Stück Vieh kostete Geld, wenn es fiel. Der Bauer allein war billiges Fleisch. Starb der Vater, standen die Söhne bereit. Nicht einmal die Töchter waren frei.

Wie ein Gezißel und Gezeug kam es über die Saaten her, die dieses saure Brot trugen. „Denk' daran — denk' daran!" Der Acker dort hieß noch heute das „Blutacker!". Dort hatte ein Kavaliere einmal eigenhändig einen Bauernsohn zu Tode gebeißelt, weil er ihm bei einem — Mädel im Wege war. Das ging freilich in graue Zeiten zurück. Die Ueberlieferung aber hielt es noch immer in schauerlicher Erinnerung fest. Und konnte, was einmal war, nicht wieder werden? Wohl hatte Kaiser Josef die Leibeigenschaft aufgehoben. Aber war es deshalb wirklich um so viel besser geworden? Und wie viele „verbriefte Rechte" wurden überhaupt nie entriegelt, bloß, weil — „der Brauch dawider war"! Nicht einmal heiraten konnte man, wen und wohin man wollte. Wie gut, daß er für seine Aelteste die Lizenz erhalten, bevor der Herr Graf sie gesehen! Die hätte sonst wohl nie ihren „Entlassbrief" bekommen. Darum jetzt die Quälereien, weil ihm das Wild entging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

11)

Der große unförmige Kopf machte es häßlich, und wenn Nachbarn Frauen sie auch trösteten wollten: „Häßliche Kinder werden hübsche Leute!" so vermochte sie doch nie das geheime Weh zu überwinden, das beim Anblick des Kindes ihr Herz überschlief.

Als die ersten Zähne zum Durchbruch kommen wollten, stellten sich epileptische Krämpfe ein.

Der Arzt schüttelte, als er das Kind untersucht hatte, den Kopf, forschte eingehend nach Eltern und Boreltern der beiden Ehegatten und ließ, da er ihn nicht kannte, den Mann kommen. Ein Blick in das gedunsene, schnapsrote Gesicht, in die wässerigen, unsicheren Augen mit den rotumranderten Lidern erklärte ihm alles.

Das Verhalten des Arztes, der über seinen Befund noch kein Wort geäußert hatte, erfüllte die Mutter mit quälender Angst; je größer die aber wurde, je heftiger sie bangte um das Kind und um sein Schicksal, um so fester verschloß sie ihr Herz, sie sagte nichts und fragte nichts, wartete nur.

Doktor Hartung hatte ein Rezept verbeschrieben, gab ihr Anweisungen über den Gebrauch der Medizin, und wie sie bei Wiederkehr der Krämpfe sich verhalten sollte.

Unverwandt, mit forderndem Blick, sah sie den Arzt an, der wohl fühlte, was sie zu wissen begehrte, und ihr die herbe Wahrheit gern erspart hätte; aber sie zwang ihn, und er wußte nur einen Zuspruch für die schwer geprüfte Mutter:

„Bitten Sie den lieben Gott, Frau, daß er den armen Wurm recht bald zu sich nimmt!"

Eine fahle Blässe überzog ihr Gesicht und ließ die harten Züge darin noch schärfer hervortreten, daß sie wie mit dem Messer hineingeschnitten erschienen.

„Was hast mit dem Kinde?" fragte sie rauh. Er zuckte die Achseln und sah sie von der Seite her mit schnell prüfendem Blicke flüchtig an.

„'s ist schwer zu sagen — einer Mutter!"

„Ich wills wissen!"

Die unheimlichen Augen hielten ihn in hartem Zwang.

„Wenns am Leben bliebe, würds geistig ein bißel schwach bleiben."

Sie gab der Wahrheit, die er so vorsichtig umschrieb, den brutalen Namen: „Blödsinnig?"

Er nickte nur und griff nach Stod und Gul.

„Ich erwart's Dritte!" stieß sie Knapp hervor.

Und als er erschrocken sie ansah, fragte sie hart:

„Wirds auch so?"

Und wies dabei mit dem Kopfe nach dem Bettlein in der Ecke.

„Liebe Frau, das kann ich nicht wissen!" wich er unsicher aus.

„Sie wissens! Sie müßens wissen!"

Sie sah ihn nicht mehr an, ihr Blick ging in eine zukünftige

ferne, als sähe sie dort schon das Kindlein, das sie noch im Schoße trug. Und doch spürte der Arzt, welche Kraft von der Frau ausging, welchen Zwang sie auszuüben vermochte, und er meinte, daß sie diese Kraft anwenden müßte, um ihrem Schicksal zu entfliehen.

Dicht an sie herantretend, fragte er leise, daß der Meister es nicht hören konnte, der im Schnapsdusel vor sich hinbrütend auf einem Stuhl in der Fensternische hockte:

„Warum üben Sie keinen Einfluß auf Ihren Mann aus? Warum zwingen Sie ihn nicht, daß er das Trinken läßt?"

Jäh wandte sie ihm den Blick zu und sah ihn an wie Eine, die plötzlich alle Quellen ihres Unglücks erkennt: fremde und eigene Sünde.

„Ist das schuld?"

„Vielleicht!"

Und nach einem langen Blick auf den Trinker:

„Mir scheint: gewiß!"

Da war es, als hätte sie einen schweren Schlag gegen den Kopf bekommen; ein heftiges Zittern ging durch sie hin. In ihrer furchtbaren Bedeutung blickartig erhellt, stand eine mächtige Szene vor den Augen ihrer Seele: die durch den Alkohol geweckte Begehrlichkeit hatte den Rausch der Sinne in der Entbehrnden entzündet, und sie war ihm zu eigen geworden. Nun kam zu der Scham, die sie nie ganz überwinden konnte, wenn sie solcher Stunden dachte, die grausame Erkenntnis, daß sie mit ihrer Liebe an einem Unschuldigen, dem alle Last nun aufgebürdet wurde, gesündigt hatte.

Dabei brach alle Kraft in der Starke zusammen; durch ihre Glieder ging ein Schlasswerden, ein Erschlößen, als wollte ihr Körper in einzelne Stücke auseinander fallen.

Mutlos, verzweifelt stieß sie zwischen fest aufeinander gebissenen Zähnen hervor:

„Dann . . . wirds . . . auch so!"

Und es wurde so. Nur daß es sich nicht erst so lange quälern mußte wie sein Brüderchen, das nach schweren, immer heftiger und häufiger werdenden Krämpfen wenig Wochen vor seiner Geburt dahingerafft worden war. Es brachte die Krämpfe mit auf die Welt, und sie vernichteten schon innerhalb weniger Stunden sein junges Leben.

Sie hat kein Herz, sagten die Leute im Dorfe, als sie die Meisterin bei diesem doppelten Unglück, dem bittersten, das eine Mutter treffen kann, stumm und tränenlos sahen. Kein Schrei der Verzweiflung, nicht einmal ein Wort der Klage brach von dem kampfhaft zusammengepreßten Lippen, und die düstere Glut, die tief auf dem Grunde ihrer Augen brannte, verbargen die Lider schein vor jedem.

Sie hatte sich und ihre Kraft wiedergefunden.

Kaum war sie von dem Wochenbett aufgestanden, suchte sie Doktor Hartung auf und forderte von ihm Aufklärung über die Ursachen ihres schweren Schicksals. Klar wollte sie sehen, auch im einzelnen, und bis in die letzten Gründe hinab, um handeln zu können.

Der Arzt tat, was sie wollte und wunderte sich, wie rasch die einfache Frau alles begriff. Er unterstützte seine Aufklärungsarbeit, von der er nur Gutes erhoffen konnte, durch populär geschriebene Schriften der Antialkoholbewegung, und wenn er auch der Ansicht war, daß in diesen Festen der Propaganda zuliebe manches einseitig und übertrieben dargestellt wurde, so meinte er doch, daß in diesem Falle ein Zubiell immer vom Uebel sein könne.

Doktor Hartung ließ sich auch den Meister kommen und redete ihm unter Vorhaltung des schweren Urtheils, das er bereits angerichtet hatte, scharf ins Gewissen. Der Haltlose wurde zwar sehr kleinlaut und gelobte hoch und heilig Besserung; aber die guten Vorsätze hatten bei ihm keinen Bestand.

So nahm denn Frau Rother allein den Kampf mit ihrem Manne wieder auf, fest entschlossen, ihn zu einem Ende zu führen, so oder so. Trotz aller Not und alles grausamen Jammers, der seine unselige Leidenschaft über sie gebracht hatte, bewahrte sie ihm noch immer in ihrem Herzen eine scheue, tiefe Liebe, und nie konnte sie ihm das selige Glück vergessen, das er ihr geschenkt hatte, indem er sie zum Weibe nahm.

Diese Liebe gab ihr immer neu Mut und Kraft, daß sie nicht erlahmte in ihrem Bemühen.

Zu tief aber hatte die schlimme Neigung sich eingewurzelt in der widerstandsunfähigen Seele des Meisters, zu lange hatte die Frau sich alles Einflusses auf ihn begeben, daß es ihr hätte gelingen können, ihn auf bessere Wege zu führen.

Dazu kam noch, daß sie gegen einen Einfluß antämpfen mußte, den sie nicht kannte oder doch nicht in seinem ganzen Gesährlichkeit kannte: Meister Rother war so völlig unter die Gewalt seines Freundes des Glück-Schusters geraten, daß er kaum noch etwas anderes dachte und tat, als der Kleine wollte. Der freute sich der Macht, die er über den Tischler besaß. Und doch hatte er keinerlei äußerlich erkennbares Interesse daran: er brauchte den allezeit bereitwilligen Lacker nicht mehr, der ihm zum Erfolge verhalf, wenn seine Schnoken und Wiße einmal daneben schlugen, denn nun war er seiner Kunst so sicher geworden, daß er die Wirkung immer in der Hand hatte. Jemandem einen perumären Vorteil konnte er von Rother auch nicht ziehen, da dieser keine Verfügung über das Einkommen mehr hatte und selten mehr Geld besaß, als er für sich brauchte. So meinte

mancher, daß es doch wohl ein echtes und liebes Freundschaftsgefühl sein müsse, was ihn veranlaßte, so treu und fest zu dem Tischlermeister zu halten.

Er schien auch eigentlich kein schlimmer Geselle, der lustige Erzähler-Schuster; wenigstens konnte niemand im Dorfe ihm etwas Böses nachsagen. Nur daß er viel in den Wirtschaftshäusern hockte und andere, die sich gern verführen ließen, durch seine Erzählkunst darin festhielt; aber das rechneten nur die Frauen und Mütter der Verführten ihm als Sünde an. Selten kam er betrunken heim, und man wußte auch nichts davon, daß er je die Seinen schlecht behandelt hätte, wie manche Männer leicht tun, wenn sie die halbe Nacht in der Kneipe gesessen und sich mit Alkohol vollgesogen haben. Den größeren Teil des Tages nübte er fleißig, um die nötige Arbeit zu schaffen, die ihm, seinem Weibe und der Kleinen Greie das tägliche Brot gab. Sah es bei ihm auch immer ärmlich und ein wenig niederlich aus, so wußten Eingeweihte, daß er ein paar Groschen auf der hohen Kante liegen hatte, an die nicht gerührt werden durfte.

Niemand vermochte, dem Schlaun in die Seele zu schauen, über die er geschickt die Schleier einer geheudelten Wiederkeit gezogen hielt. Er war als Kind schon so gewesen: nur niemand seine wahren Meinungen und Absichten erfahren lassen! Nur immer den Schein einer einfältigen Gutmütigkeit wahren, die keinem Lebenden Wesen ein Härlein zu krümmen umstände ist.

Aber tief in seinem Herzen, sich selbst vielleicht uneingestanden, lebten schlechte Triebe: Rachsucht und Haß, eine unbändige Lust zum Herrschen, zum Tyrannisieren, eine Wollust an eigener Grausamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Wanderung im fläming.

Zu den verrufensten Gebieten, was Mangel an landschaftlichen Reizen anlangt, zählt der Fläming; kein Wunder, daß in ihm der wandernde Tourist noch zu den seltenen Erscheinungen zählt. Das braucht bei einer geologischen Exkursion, die ja in erster Linie Lernzwecken dienen soll, kein Hinderungsgrund zu sein; auch die eintönigste Gegend vermag Material in Hülle und Fülle zu bieten, das sie dem Forscher anziehend macht. Aber der Fläming ist doch besser als sein Ruf. Wer gewohnt ist, nur glatt beschottete Chaussees zu belaufen, wird davon allerdings nichts merken. Abseits der Hauptstraßen dagegen findet der Wanderer Ueberraschungen und landschaftliche Schönheiten, die ihn ganz vergessen lassen, daß er in „des heiligen römischen Reiches Streifenbüchse“ weilt. In mancher Beziehung am interessantesten ist ja der Fläming im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze, wenn Schluchten und Täler von brausenden Gewässern erfüllt sind; aber dann ist er in vielen Gegenden schwer passierbar, die Wiesen grundlos, die Felder bestellt. Vorzuziehen ist der frühe Herbst mit seinen sonnigen und noch genügend langen Tagen; gelblich leuchten da die Stoppelfelder auf den Höhen und Hängen, über die weidende Schafe langsam dahinziehen, ganze Strecken weit, manchmal stundenlang wandert man zwischen blühendem, duftendem Heidekraut, das späte Vienen umschwärmen, und zwischen das düstere Grün der Kiefer mischt sich das herbstliche Gold der Birke.

Der Fläming hat seinen Namen von flämischen, d. h. niederländischen Ansiedlern, die im 12. Jahrhundert in vereinzelt Kolonien hier wie auch anderwärts sich niederließen. Von diesen Kolonien, deren urkundlich zwei, bei Nüterbog und Kralau, nachgewiesen sind, ging dann der Name auf das ganze, einen ziemlich einheitlichen Charakter tragende Sandplateau über. Es ist durchaus falsch, wie es von einigen Autoren noch gegenwärtig geschieht, zu behaupten, daß holländische Eigentümlichkeiten in Sitten, Tracht und Sprache sich im Fläming erhalten hätten. Dazu war die holländische Kolonisation zu unbedeutend, und, was an altererbtem Kulturhaushalt von der Bevölkerung bewahrt wurde, klingt viel eher an das Wendische, denn an das Niederdeutsche an.

Ueber die geographische Abgrenzung des Fläminges hat man sich erst neuerdings geeinigt; danach sind seine Grenzen: im Süden und Norden das alte Breslau-Magdeburger, bezw. Glogau-Barruther-Urstromtal, im Osten die Dahme, im Westen die Elbe. Er ist nur ein Teil eines mannigfach zerrissenen Höhenzuges, der sich im Nordwesten bis zur Lüneburger Heide hinzieht und nach Südosten im Lauenburger Rücken seine Fortsetzung findet. Man hat früher unter der losen Sandbedeckung dieser Gebiete einen alten Gebirgszug vermutet. Diese Ansicht hat als unhaltbar fallen gelassen werden müssen; die verschiedenlich angestellten Bohrungen haben selbst in größeren Tiefen — von wenigen Ausnahmen abgesehen — nur relativ junge Gesteinsschichten angetroffen. Die lockere Sand- und Mergelbede hat eine Mächtigkeit von durchschnittlich 50 Metern; darunter befinden sich etwa 100—150 Meter dicke Tertiärschichten, vorwiegend aus Tonen und Braunkohlen bestehend. Noch ältere Ablagerungen sind fast ausschließlich aus Bohrlochern bekannt, wo z. B. bei Piehpuhl in 154, bei Dahme in 319 Metern Tiefe der Buntsandstein erreicht wurde. Aus diesem ungenügenden Material läßt sich die geologische Vergangenheit des Fläminges in den älteren Perioden der Erdgeschichte nur ungenügend erschließen; ge-

nauer bekannt sind dagegen seine Schicksale in der Neuzeit der Erde, der Tertiär- und Diluvialperiode. Von der Jurazeit bis zum Beginn des Tertiärs war der Fläming festländischer Boden; in der ersten Hälfte des Tertiärs tauchte er wie das ganze norddeutsche Flachland allmählich ins Meer; immer tiefer sank der Boden; über dem Sand der Küste schlugen sich in immer größeren Massen Schlammfluten nieder, aus denen die besonders im Süden des Fläminges verbreiteten Septarientonlager hervorgingen, deren Äquivalente wir in der Nähe von Berlin bei Lübars, Buckow, Freientwalde haben. In derselben Zeit, in der sich die Auffaltung der Alpen vollzog, hob sich auch der mittlere Teil des norddeutschen Flachlandes aus dem Meere heraus und bildete ein nordpziges, von verlandenden Seebecken erfülltes Morastgebiet, aus dessen Vertiefung die Braunkohlenslager entstanden, die im ganzen Fläming vorkommen. Wahrscheinlich wurden die so entstandenen Schichten in der Folge durch gebirgsbildende Vorgänge mannigfach zusammengeschoben oder in anderer Weise gestört, auch scheint ein großer Teil von ihnen der Abtragung anheimgefallen zu sein. Doch rührt die heutige Oberflächengestaltung des Fläminges wie des ganzen norddeutschen Flachlandes erst von der folgenden Periode, der Eiszeit, her, in der gewaltige Gletschermassen zu wiederholten Malen von Norden her vordrangen und in der Zeit der Hauptvereisung bis zu den deutschen Mittelgebirgen den Boden bedeckten. Die Gletscher brachten von ihrem Wege, im Eis als Moräne eingefrostet, eine Menge größtenteils zerklüfteten Gesteinsmaterials mit, das sie nach ihrem Abschmelzen liegen ließen und das den mit Steinen („Geschieben“) gespickten Geschiebemergel bildet. Da im Fläming von verschiedenen Stellen zwei Geschiebemergellager mit einer in einer Zeit wärmeren Klimas gebildeten Ablagerung dazwischen festgestellt worden sind, müssen wir eine mindestens zweimalige Vereisung annehmen. Dem ganzen Befund nach zu schließen, lag der Fläming zur Zeit der Hauptvereisung — über Spuren aus der vorhergehenden ist nichts bekannt — unter einem mächtigen, wohl mehr als tausend Meter dicken Gletscherpanzer begraben. Als dann die Gletscher abschmolzen und das Gebiet von Süden nach Norden zu allmählich eisfrei wurde, nahm auch die Pflanz- und Tierwelt davon in dieser Zwischeneiszeit wieder Besitz; Flüsse schwammen Muschelschalen zusammen, und verschiedene Torfbildungen sind aus verlandeten Seen der damaligen Zeit bekannt. Aberhand fremdbartige Tiere, wie Mammut und Rhinoceros, lebten damals zusammen mit dem Eiszeitmenschen auch im norddeutschen Flachland. Das ging so Jahrtausende hindurch, bis die Gletscher in einer kälteren Epoche wieder einen Vorstoß machten. Diesmal erlähmte ihre Kraft aber früher: in der Gegend des Fläming auf einer Linie, die ungefähr durch Lüneburger Heide-Fläming-Lauenburger Rücken bezeichnet ist, machten sie Halt und blieben da längere Zeit stationär. Die Schmelzwasser, die von ihnen abflossen, furchten das südlichste der Urstromtäler, das Breslau-Magdeburger, tief aus. Der von Norden her zugehobene Schutt aber häufte sich am Eisrande zu einem gewaltigen Endmoränenwall und stauete dabei in Verbindung mit dem Druck des Eises — beide zusammen mögen wohl über 100 Atmosphären betragen haben — die unterlagernden, ziemlich plastischen Braunkohle- und Ton-schichten teilweise hoch auf, so daß die oben charakterisierte breite und hohe Zone diluvialer Ablagerungen entstand. Diese wurde häufig überflutet, und dabei wurde das feinere Material vom Wasser weggetragen, so daß auf den Höhen nur Sand mit grobem Geröll übrig blieb. Mit dem erneuten Abschmelzen der Gletscher wurde der Eisrand weiter nach Norden, etwa auf die Fläche Zauche-Zeltdorf, verlegt; das südliche Urstromtal verlandete, während vom Schmelzwasser nun ein zweites, mehr nördlich gelegenes, das Glogau-Barruther, benützt wurde. Hier hinein ergossen sich auch die vom Fläming nach Norden abzfließenden Gewässer, die sich in den Steilabfall des Höhenzuges teilweise sehr tief einschnitten, so daß früher zusammenhängende Plateau zergliederten und ihm seinen durchaus unruhigen Charakter verliehen. Da die Vegetation damals von den lockeren Ablagerungen kaum Besitz ergriffen hatte, setzte das Einschneiden der Wasserläufe, die Erosion, gleich sehr energig ein und schuf auf diese Weise die erste Anlage zu den für den Fläming so eigentümlichen Trodentälern, den Nummeln, deren Entwidlung auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Ueberhaupt hat die Nacheiszeit noch sehr viel zu der Oberflächengestaltung des Gebiets beigetragen. Die ehemaligen, breiten Urstromtäler sind größtenteils vertorf oder verlandet; den lockeren Sand trieben die Winde hierhin und dorthin und häuften ihn zu langen Dünenzügen auf, die besonders für das Gebiet nordöstlich von Rudenwalde (lange Horst, Schlage-, Kesselberge) charakteristisch sind.

Wir können bei einer eintägigen Exkursion diese geologische Entwidlung des Fläming, soweit sie die Eiszeit und die Nacheiszeit angeht, verfolgen, wenn wir folgenden Weg einschlagen. Am besten benutzen wir einen Frühzug der Wehlarer Bahn, 4.11 ab Schlesischen Bahnhof oder 5.50 Uhr ab Charlottenburg, und fahren bis Baitz, biegen am Bahnhof gleich südlich den Feldweg ein und wandern über Nejschholz nach Mörz Neue und Komthur-Mühle, Dahnsdorf, Lühnsdorf, Neuendorf; von hier die Neuendorfer Mummel hinauf nach Garrey; über Kl. Marzahn, Rabenstein nach Raben, das Planetal aufwärts in der Brautrummel, dann an Bergholz vorbei nach Belgig; von da Rückfahrt nach Berlin. Gute Fußgänger brauchen zu der Tour etwa 8 Stunden. Etwas kürzer, aber nicht so lohnend ist die Tour, wenn man sie in umgekehrter Rich-

lung macht, bei Belgig beginnt und 6.55 Uhr abends von Dahnsdorf über Belgig zurückfährt. Gleichfalls recht interessant und in etwa 5—6 Stunden auszuführen ist eine Wanderung nach dem zuerst gemachten Vorschlag bis Garrey, dann östlich abbiegen über Zigdorf hinaus bis dahin, wo man nach etwa 25 Minuten links den Weg Kobbese-Hohentwerbig kreuzt; diesen verfolgt man nach Norden und trifft ein paar hundert Meter weiter rechts vom Wege eine gut ausgebildete Rummel, das Weiße Tal, die sich über Hohentwerbig bis Niemege verfolgen läßt; von Niemege dann Rückfahrt mit der Bahn über Belgig. Gutes Kartenmaterial ist für diese Wanderungen Bedingung, da Wegweiser im Fläming selten sind und man sich in dem Labyrinth der Rummeln nur allzuleicht verläuft (auch ist deshalb die Mitnahme eines Kompasses empfehlenswert). Von Karten sind am genauesten die sog. Meßtischblätter im Maßstab 1:25 000 — d. h. 4 Zentimeter der Karte = 1 Kilometer in der Natur —; erforderlich zu den oben beschriebenen Touren sind die Blätter 2172, 2173, 2174 a 1 M.; es genügt aber auch die Generalkarte 1:100 000, Blatt 316, Belgig, Umdruckausgabe a 50 Pf., vorrätig bei Eisenschmidt, Dorotheenstr. 70A, und Schropp, Jägerstr. 61.

Im folgenden sei ausführlich auf die an erster Stelle vorgeschlagene Tour eingegangen. Wir durchfahren mit dem Zug bis kurz vor Brüd die sandige Hochfläche der Bauche, die in vielem an den Fläming erinnert, seine Höhe allerdings nirgends erreicht. Bei Brüd überquert die Bahn das Glogau-Baruther Urstromtal, das früher einmal von der Ober durchflossen wurde, die sich dann weiter nordwestlich durch das heutige Elbial in die Nordsee ergoß. Bei Brüd ist die engste Stelle des sumpfigen Flußtales, das hier nur etwa drei Kilometer breit ist; diese Tatsache erklärt das Vorhandensein und den Namen der Stadt. Das Urstromtal war ursprünglich viel breiter, aber die Pläne, die bei Niemege den eigentlichen Fläming verläßt, hat im Laufe der Jahrtausende riesige Schuttmassen talabwärts verfrachtet, die sich deltaartig in Form eines Fächers bis in die Gegend von Brüd erstrecken und sich in dem Höhenunterschied gegen das Haupttal deutlich bemerkbar machen. Von Baiß aus wandern wir über diesen Schuttkegel hinweg, der aus Sand besteht, in dem stellenweise Kies und gröberes Geröll eingelagert sind. Häufig erheben sich darüber noch mehr oder minder scharf abgesetzte Sandbänke, vom Wind erzeugte Dünenbildungen, leicht als solche erkennbar, da sie nur aus Sand ohne Beimengung gröberer Materials bestehen. Gleich hinter Mörz biegen wir links ab und gehen an dem vertorften Tal der Pläne entlang über Neue Mühle bis zur Chauffee Dahnsdorf-Niemege; hier, in der Nähe der Komthur-Mühle, befinden sich zu beiden Seiten der Chauffee unter dem etwa zwei Meter dicken Deltaschuttkegel der Pläne Süßwasserablagerungen der letzten, wärmeren Zwischenzeit. Besonders in dem kalten Dorf nördlich der Chauffee werden ziemlich viele Organismenreste gefunden, vor allem Pflanzenabdrücke, Schneeden und Muscheln. Der Kalkmergel enthält 70—85 Proz. Kalk und wird zum Verbessern der Ackerkrume in dem kalten Talsandboden benutzt. Von der Komthurmühle geht man nach dem Weg Dahnsdorf-Lühnsdorf. Zwischen beiden Dörfern östlich des Weges befindet sich eine Eisenadergrube, die rötliche Farbe des Feldweges leitet sicher dahin. Auch der Eisenader, dessen Mächtigkeit hier etwa 30 Meter beträgt, ist eine Bildung der letzten Zwischenzeit, die in einem Becken mit stark eisenhaltigem Wasser vor sich ging. Bei der Werder-Mühle überschreiten wir das Planetal und erreichen nach einer halben Stunde Neuendorf, verlassen das Dorf in südlicher Richtung auf dem nach Garrey führenden Wege, biegen aber nach kurzer Strecke links in einem an einem Dünenzug entlang führenden Fußweg ein und befinden uns am Ausgang der Neuendorfer Rummel (der Ursprung des Wortes ist noch nicht völlig geklärt, wahrscheinlich stammt es aus dem Niederdeutschen und ist gleichbedeutend mit Furche, Rinne). Etwa einen Kilometer führt der Weg durch Kiefernbuscheln; wo diese enden, sehen wir schon die eigentliche Rummel als breites, nach Süden zu immer schmaler werdendes Trodenal vor uns. An einzelnen Stellen oben am Rande des Databhanges sind Sand und Gerölle, sicher erst vor ganz kurzer Zeit zu den sogenannten Schollensteinen, einer Art Konglomeratbildung infolge Eindringens kalkhaltiger Siderwasser zusammengebacken. Immer steiler werden nun die Böschungen, immer enger rücken die Seitenwände zusammen, die fast senkrecht abbrechen und, wenn auch nur bis 20 Meter hoch, den Eindruck eines Hochgebirgstales erwecken. Terrassenartige Absätze und Stadien ziehen sich an den Seiten entlang, die aber nicht geologischen Ursprungs sind, sondern den hier zahlreich weidenden Schafen ihr Dasein verdanken. Bald hier, bald da zweigt sich ein Seitental ab, besonders in südöstlicher Richtung sind sie häufig und scheinen sich da auch noch weiter zu verzweigen und zu vertiefen, wie man an dem Südbende der Neuendorfer Rummel ganz deutlich sehen kann. Jedes Jahr brechen da die Ränder mehr ab; der Weg Garrey-Niemege beschreibe heute schon hier einen nach Westen offenen Bogen und wird wohl noch mehr nach Osten hinübergedrängt werden. Einige Rummelentröden zeigen sich dann noch auf dem Wege von Garrey nach Rabenstein, der Ruine einer Burg, die einst das Planetal bei der Germanisation der Mark sicherte. Von Dorf Raben aus verfolgen wir das Planetal aufwärts, am besten zunächst den Feldweg Raben-Grubo entlang, und bemerken, wie das Bieftal allmählich in das Trodenal der Drautrummel übergeht. Der größte Teil dieser ziemlich breiten Rummel ist in Wiese und

Weide verwandelt oder mit Kiefern bepflanzt, nur der Teil zwischen Grubo und Bergholz trägt noch den ursprünglichen romantisch-wilden Heidecharakter. Etwa zwei Kilometer vor Grubo führt ein Fußweg in ihren Talboden hinein. Auch hier lasse man sich durch Seitentäler nicht verleiten, sondern gehe gerade aus immer in nördlicher Richtung weiter, bis man auf den Weg Grubo-Bergholz-Belzig trifft, der zum Schluß — er führt meist über ausgeschlammten Geschiebemergel — noch einen schönen Ueberblick über den Fläming selbst und sein nördliches Vorland bietet. eg.

Kleines feuilleton.

Biologisches.

Die Ungleichheit der Menschenrassen. In London tagte vor kurzem der erste Internationale Rassenkongreß, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Einheit der menschlichen Rasse zu erweisen, und damit zu einer Begründung einer allgemeinen Harmonie zwischen Rassen und Völkern beizutragen. Das philanthropische Endziel dieser Idee, die sehr nach dem 18. Jahrhundert schmeckt, ist der ewige Friede. Die im letzten Jahrzehnt aufblühende Rassenbiologie und Rassenhygiene scheint, soweit Resultate heute schon vorliegen, zu ganz entgegengesetzten Schlüssen zu kommen. Ja, die Rassenhygieniker sind geradezu auf dem besten Wege, Rassenfanatiker zu werden. Für sie liegen in der Zugehörigkeit zu einer Rasse die tiefsten Lebenswurzeln einer Gemeinschaft, deren Vastardierung zum Ruin und zum Unterliegen im Kampfe ums Dasein führt.

Der bekannte Baseler Anthropologe, Professor Kollmann, der keineswegs zu der extremen Richtung der Rassentheoretiker gehört, unternimmt es im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, noch einmal die naturwissenschaftlichen Unterlagen für die Ungleichheit der verschiedenen Menschenrassen zu erörtern. Vor vielen Jahrtausenden entwickelten sich aus einer Horde als Produkte der Variabilität drei Rassen, die weiße, die schwarze und die gelbe. Diese wanderten und breiteten sich dort aus, wo sie noch heute ihre Wohnsitze haben. Ihre Unterschiede stammen aus der ersten Zeit der Entwicklung und sind spezifisch und dauernd. Ein Weißer wird immer nur Weiße erzeugen. Allerdings sind die verschiedenen Rassen blutsverwandt, sie können sich untereinander kreuzen und — im Gegensatz zu früheren Anschauungen — fruchtbare Bastarde produzieren. Doch diese Bastardgenerationen stehen nicht am Beginn der Rassentrennung, sondern sind spätere, zufällige Produkte, entstanden durch das Nebeneinanderwohnen. Um so wahrscheinlicher wird die Distanz zwischen den verschiedenen Rassen, als man heute nicht mehr annehmen kann, daß sämtliche Menschen von einem einzigen Paare abstammen. Die verschwenderische Natur hat den Menschen wohl gleich aus Hunderten und Tausenden einer Vorkommensstufe hervorgehen lassen. Stellt man sich gar auf die Seite der Polygenisten, die einen polyplophletischen Ursprung für den Menschen annehmen, d. h. ihn nicht von einer einzigen Vorrassenart, sondern noch von anderen verschiedenen Formen ableiten, so vergrößert sich die Distanz immer mehr.

Die naturwissenschaftlichen Tatsachen, die sich aus der Betrachtung der äußeren Form ergeben, sind der These von den Rassenverschiedenheiten durchaus günstig. Nimm man als Vergleichsobjekt die weiße Rasse, so wird man die afrikanische Rasse wegen der vorgewölbten Stirn nicht mit Unrecht infantil nennen dürfen. Kehlkopf, Augen und Muskeln des Negers sind von den gleichen Organen des Europäers verschieden. Am meisten differenziert ist das Gehirn. Es ist kleiner, leichter im Gewicht und primitiver in seinen Bindungen. Ähnliche Differenzen bestehen zwischen weißer und gelber Rasse. Neben dieser somatischen Verschiedenheit besteht jedoch auch eine psychische. Aber dieser Differenzierungsprozeß — und dies betonen die Rassenbiologen stark — hat nicht bei den Rassen haltgemacht, sondern er erstreckt sich auf die einzelne Rasse und läßt Unterassen und Lokalkassen entstehen, die ihre besonderen Züge tragen. Vergleicht man etwa die Schädel von Franzosen mit denen von Bayern, so findet man zunächst bei beiden alle Schädelformen von den Langköpfen bis zu den extremen Kurzköpfen. Die Ahnen sind die gleichen, aus den nämlichen Unterassen der weißen Hauptrasse sind neue Lokalkassen entstanden. Auf beiden Seiten stehen die Nachkommen der langschädeligen Zimbrer, desgleichen die anderen, die aus dem Diluvium stammen und in den Höhlen der Dordogne gefunden wurden (mit tiefliegenden Augen und breitem Gesicht). Dann kommen mittellöpfige Keltenköpfe und schließlich zwei Sorten von Kurzschädel, von denen die eine vom Osten her kam, die andere von den Küsten des Mittelmeeres. In Bayern sind nur 8 Proz. Langköpfe, in Frankreich nahezu die doppelte Zahl; die mittellangen Köpfe sind in Frankreich fast dreimal so häufig; umgekehrt sind die bayerischen Kurzschädel gegen die französischen mit 82 Proz. in der Ueberzahl.

Die Verschiedenheiten in der physischen Konstitution bedeuten etwas für das Leben eines Volkes, für seine Sitten und Gewohnheiten. Angesichts dieser Tatsachen muß nach Kollmanns Ueberzeugung die naturwissenschaftliche Betrachtung vollständig darauf verzichten, eine Gleichheit zwischen den Völkern oder den Haupt- und Unterassen nachweisen zu wollen. Sie sind verschieden von ihrem ersten Auftreten an und werden es bleiben, so lange sie dem Erdball mit ihrem Leben erfüllen.